

So oder so ähnlich habe ich das an dieser Stelle schon häufiger formuliert, aber manche Dinge bleiben gültig und dürfen deshalb ruhig wiederholt werden: Jedes Mal, wenn in der Architektur Galerie Berlin in der Karl-Marx-Allee in Friedrichshain wieder einmal eine Ausstellung eröffnet (das geschieht im Schnitt sechs Mal im Jahr), ist es für den Besucher aufs Neue eine Riesenüberraschung, wie die Architekten, die dort Aspekte ihrer Arbeit präsentieren, wohl mit den Besonderheiten des Galerieraums umgegangen sind. Denn einfach irgendwelche Schautafeln aufstellen oder an die Wände hängen: Ist nicht! Inhaber Ulrich Müller hat „seine“ Architekten von Anfang an dazu angehalten, die Ausstellungen bei ihm als Arbeiten in diesem Raum, als Auseinandersetzungen mit diesem Raum zu verstehen. Inzwischen muss er die Büros, die mit ihm zu-

sammenarbeiten, darauf vermutlich gar nicht mehr hinweisen. Jeder Architekt wird wissen, was seine Vorgänger hier alles schon gemacht haben – und wird sich nach Kräften bemühen, dem lang gestreckten, rechteckigen Galerieraum mit den großen Schaufenstern noch einmal völlig neue Aspekte abzurufen.

Mit der aktuellen Ausstellung stellt sich die Architektur Galerie Berlin erstmals selbst aus. Anlass ist das zwanzigjährige Gründungsjubiläum. 2000 hatte Ulrich Müller in der Ackerstraße in Berlin-Mitte eröffnet, seit 2006 ist er in der Karl-Marx-Allee. Das sollte eigentlich schon im vergangenen Frühjahr mit einer Schau und einer Veranstaltungsreihe gefeiert werden. Pandemiebedingt wurde um ein Jahr verschoben.

Seit gut zehn Jahren fotografiert der Berliner Fotograf Jan Bitter jede Ausstellung der Galerie.

Zu den Motiven, die er anfertigt, zählt stets eine Aufnahme, die die Schau von außen, durch die riesigen Fenster hindurch, zeigt. 52 solcher „Storefront Images“ hat Bitter inzwischen gemacht. DIN-A2-Prints der ganzen Serie füllen, in vier Reihen übereinander gehängt, die lange Ausstellungswand. Eine eindrückliche Rückschau, die Lust macht auf viele weitere Inszenierungen in der längst ikonisch gewordenen Galerie. **fr**

Architektur Galerie Berlin XX. Storefront Images

Architektur Galerie Berlin, Karl-Marx-Allee 96, 10243 Berlin
www.architektur Galerie Berlin.de

Bis 19. Juni

Zoom-Gesprächsreihe „Status Quo Architektur ausstellen“: 15.6. mit Nikolaus Hirsch, 17.6. mit Louisa Hutton, jeweils 18 Uhr. Die vorangegangenen Gespräche der Reihe sind auf dem Youtube-Kanal der Galerie nachzusehen.

Ein Schaufensterbummel

Ulrich Müller feiert das zwanzigjährige Bestehen seiner Architektur Galerie Berlin mit einer Ausstellung von 52 Bildern des Fotografen Jan Bitter



„Storefront Images“ von Jan Bitter in der Architektur Galerie Berlin. Anlässlich des Jubiläums wurde ein Exemplar der Serie in die Sammlung des Deutschen Architekturmuseums in Frankfurt aufgenommen. Foto: Jan Bitter

Ernst Gisel

1922–2021



Foto: Ralph Hut

Wer heute ein Architekturbüro besucht, dem stellt sich die Frage, ob man in Anlehnung zum Begriff der „Apparatemedizin“ nicht auch von einer „Apparatearchitektur“ sprechen könnte. Mitarbeitern, denen man rät, es einmal mit einem 6B zu versuchen, könnten meinen, man empfehle ihnen einen Shortcut, der helfe, das Zeichnen zu beschleunigen. Den 6B-Stift, jener mit der ganz dicken Mine, benutzt kaum noch jemand. Die dicken Striche, die dabei auf dem Papier entstehen, sind das Gegenteil von dem, was der Computer uns millimetergenau abverlangt. Die Meister, die ausschließlich mit Hand und Stift ihren Entwurf entwickelten, gibt es kaum noch. Aber ihre Werke beweisen, dass die Architektur nicht besser, wenn überhaupt, nur etwas anders geworden ist. Ein Blick auf das Werk des Schweizer Architekten Ernst Gisel lehrt dieses Postulat eindrücklich. Es sind Bauten von einer hohen Individualität, nie „lärmig“ oder einer Mode folgend.

Diejenigen, die über ihn geschrieben haben, bezeichneten ihn gerne als Baumeister, als einen, der mit der Theorie wenig am Hut hat. Es gibt von ihm auch keine Äußerungen dazu, weshalb er im architektonisch-akademischen Diskurs eine geringere Wertschätzung erfuhr als jene Zeitgenossen, die in Texten und in Medien die Architektur im Sinne des Fortschritts voranzubringen versuchten. Ähnlich wie bei Sigurd Lewerentz oder Alvar Aalto, der darauf hinwies, dass es die Gebäude selbst sind, die vom Denken, Wissen und Fühlen ihres Urhebers berichten, ist es bei Gisel das gebaute Werk, dem diese unmittelbare Botschaft innewohnt.

Wer ihm beim Entwerfen zuschauen durfte, wurde von einer Begabung des Architekten überrascht, die heute durch die Existenz digitaler

Werkzeuge eine seltene Ausnahme darstellt: In der rechten Hand einen dicken Bleistift, in der linken Hand ein Lineal, das Blatt davor noch leer. Wie ein kleiner Hund begann nun der 6B-Stift, als zeigte ihm das Lineal den Weg, seine Spur nach vorne, links oder rechts auf dem Skizzenpapier abzubilden. Kurz darauf hatte Gisel den Grundriss als räumliches Konstrukt maßgerecht und perfekt organisiert, erarbeitet.

Für viele Architektinnen und Architekten aus Gisels Generation begleitet das Malen und freie Zeichnen als ständiger und unverzichtbarer Begleiter die Arbeit am Reißbrett. Ähnlich wie Geoffrey H. Baker die Skizzen von Corbusier als eine Art kreative Forschung beschreibt, dürften die Zeichnungen und Aquarelle aus Gisels Hand nicht eine nette Freizeitbeschäftigung gewesen sein, sondern als Wechselwirkung zwischen beiden Tätigkeiten das architektonische Werk beeinflussen haben. Vor allem bei den Kirchen, die er bauen konnte und insbesondere deren Türmen ist die Grenze zwischen Kunst und Architektur fließend. Sie sind eigentlich Arbeiten, die ebenso als bildhauerisches Werk betrachtet werden können und deshalb, auch wenn die Moderne das für sich so nicht sehen wollte, ein Stück Kunst. Einer Kunst, die wie so oft, in der Wahrnehmung nicht immer uneingeschränkte Zustimmung erhielt.

Gisels Kunst ist, wie die Kargheit seiner sprachlichen Mitteilungen, direkt, knapp, mit wenigen Strichen oder Worten, hintersinnig und im besten Falle „knitzig“. Sie verleitet auch nicht zu Ausdrucksformen, die ohne Rücksicht auf Handwerk oder Technik ein Eigenleben führen. Im Gegenteil: Die Deckenkonstruktionen etwa der Kirchenbauten zeugen von einem gekonnten Umgang

mit dem Tragwerk, seien es Trägerroste oder, ganz ausgeprägt, ein hängendes Dach, das er mit Frei Otto in der Kirche in Stuttgart-Sonnenberg (1965) realisieren konnte. Und so, wie er die Ingenieurleistung kongenial in den Entwurf zu integrieren wusste, wurden auf der anderen Seite Künstler in das Schaffen einbezogen.

Nach seiner Vorstellung fiel dem Gebäude, das er zu entwerfen hatte, die Aufgabe zu Ort zu sein, fast wie städtischer Organismus im Kleinen. 1951 hatte Aalto mit dem Rathaus in Säynätsalo vorgeführt, wie in einer heterogenen Umgebung mit einem Gebäude eine Art Zentrum oder Mitte geschaffen werden kann. Dort ist es der große geschlossene Hof, der sich durch die Anordnung der Gebäudeflügel ergibt. Aalto zeigte, wie aus einem Nicht-Ort ein Ort wird, die Gemeinde eine Mitte erhält: diese Typologie hat Gisel, geleitet von seiner Vorstellung sozialer Bedürfnisse einer Gemeinschaft, vor allem bei den größeren Aufgaben immer wieder verfolgt, so zum Beispiel bei der Schule Letzi in Zürich, dem Studierendenzentrum in Mainz, der Sonnenkirche in Stuttgart und – in geradezu perfekter Art und Weise – beim Rathaus in Fellbach (1986).

Gisels Häuser künden unmittelbar von seiner Person: nicht gefällig sein wollend, sondern unverstellt, manchmal – was ihre Gestalt dauerhaft macht – den zweiten Blick bedingend. Authentisch wie selten ein Werk, nicht kopierfähig, sondern einmalig. Angesichts der polyglotten Architektursprache, der sich das Kapital weltweit bedient, ein Umstand, der zum Nachdenken zwingt – und uns zum Weiterdenken auffordert. Ernst Gisel verstarb kurz vor seinem 99. Geburtstag, am 6. Mai in Zürich. **Arno Lederer**